

Mitscherlich und die Projektierung des Emmertsgrund

Dr. med. Ulrich Deutschmann, Heidelberg

Einleitung

„Weißt du – dieses Buch über *psychosomatische Medizin* ist zwar sehr interessant. Aber erst einmal gibt es eine *somatopsychische Medizin*“.

Das sagte mein Onkel zu mir, als ich ihn 1970 auf Alexander Mitscherlichs wenige Jahre zuvor erschienenen Buch „Krankheit als Konflikt“ ansprach. Es war meine erste Begegnung mit der Umstrittenheit Mitscherlichs.

Ich war frisch gebackener Abiturient und leistete bei diesem Onkel ein Krankenpflegepraktikum ab, weil ich Medizin studieren wollte. Er war Internist in Hannover und hatte Belegbetten an einem Krankenhaus, ein Arzt vom alten Schlag: Gutsituiert, absolut sicher im Auftreten, väterlich-jovial mir gegenüber. In seiner Einstellung zum Beruf orientierte er sich in naturwissenschaftlicher Strenge an den medizinischen Fakten; persönlich war er jedoch durchaus religiös eingestellt. Bei eben jenem Onkel hatte ich als Zwölfjähriger irgendwann im Keller seines Hauses Zeitschriften mit Fotos von Leichenhaufen gefunden. Es waren amerikanische Aufnahmen von der Befreiung von Auschwitz. Ich war verstört, aber meine Verstörtheit blieb unkommentiert. Im Gespräch der Erwachsenen hatte sie keinen Platz.

In seiner Art imponierte mir mein Onkel jedenfalls, denn mein eigener Vater war als Ingenieur 2/3 des Jahres auf Reisen und ich hatte mir immer gewünscht, dass er zuhause mehr präsent sein sollte.

Mir wurde erst einige Zeit später klar, wie unmittelbar ich als Kind das erlebt hatte, was Mitscherlich in seinen Büchern „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft“ und „Die Unfähigkeit zu trauern“ als eines seiner zentralen Postulate beschrieben hat: Das Verblässen der Vaterfiguren als Folge der Industrialisierung und des Untergangs der kaiserlich-patriarchalischen Werteordnung. Meine spontane Reaktion auf meinen blassen Vater war damals, dass ich mir eben andere Väter suchte: Solche, die sich ihrer patriarchalischen Rolle sicher zu sein schienen. Mein Onkel gehörte dazu und ich glaube, diese Suche nach väterlicher Rollensicherheit war eines meiner vorbewussten Motive, Medizin zu studieren.

Im September diesen Jahres jährt sich Alexander Mitscherlichs Geburtstag zum hundertsten Mal. In Heidelberg wie an zahlreichen anderen Orten wird es Veranstaltungen zum Gedenken an diesen Mann geben, der in der Nachkriegsgeschichte Deutschlands eine herausragende Bedeutung hatte. Steht er doch vor allem für jenes „kritische Bewusstsein“, was auf die schmerzliche Auseinandersetzung mit unserer Geschichte statt auf deren Verleugnung dringt. Mit der Gründung der Psychosomatischen Universitätsklinik Heidelberg, des Sigmund-Freud-Instituts in Frankfurt und der Zeitschrift „Psyche“ hat er wichtige Fundamente für den Neubeginn der Psychoanalyse in der Bundesrepublik nach dem zweiten Weltkrieg gesetzt. Durch seine internationalen Kontakte hatte er wesentlichen Anteil daran, dass jüdische Psychoanalytiker wieder deutschen Boden betraten und dass die deutsche Psychoanalyse sich allmählich dem Ausland gegenüber wieder öffnete. Als er 1969 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhielt, würdigte ihn Heinz Kohut, ein international bekannter Wiener Psychoanalytiker, der in die USA emigrieren musste, er nehme es auf sich, „als Einziger oder als die tapfere Stimme der Wenigen, Notlagen aufzuzeigen, Verbesserungsmöglichkeiten vorzuschlagen, Änderungen zu verlangen“. Er sei in Deutschland zum „Träger des nationalen Gewissens“ geworden.

Das alles war später oft Anlass, Mitscherlich zu idealisieren. Aber mit solchen Idealen ist es so eine Sache. Mitunter idealisiert man jemanden, weil man im tiefsten Seelen Grunde ganz andere Gefühle für ihn hegt – vor allem ablehnende wie Neid oder Hass. Die Idealisierung ist dann eigentlich ein unbewusster Schutzmechanismus für das eigene Ideal: Sie macht den Anderen unangreifbar für die einem selbst nicht bewussten negativen Gefühle, aber damit auch unerreichbar.

Lenin und Stalin hat man nach ihrem Tode einbalsamiert und am Roten Platz den Massen zur Schau gestellt. Sie sollten zu Idolen werden, über alle Fragwürdigkeit erhaben. Adolf Hitler wurde von der nationalsozialistischen Propagandamaschinerie noch zum gottgleichen Führer aufgebaut, als er sich längst voller wahnhafter Verfolgungsängste und körperlich verwahrlost in den Führerbunker zurückgezogen hatte. Oft dient das Aufbauen solcher Idealfiguren im Grunde dazu, der jeweils herrschenden Clique eine Legitimation für ihre Maßnahmen zu liefern, indem sie sich auf das Idol berufen. Lernen kann man aber aus der Geschichte natürlich nur, wenn man solche Ideale dekonstruiert, also kritisch hinterfragt.

Mitscherlichs Engagement und mehr noch sein Rückzug aus dem „Demonstrativbauvorhaben“ Emmertsgrund haben viel Enttäuschung und viele offene Fragen hinterlassen. Ich meine, dass deswegen eine solche Entidealisierung, also eine kritische Würdigung von Mitscherlichs Beteiligung ansteht, als deren Resultat seine Intentionen in der Gutachterkommission greifbarer und damit für das heutige soziale und kulturelle Engagement im Stadtteil nutzbar werden.

Martin Dehli hat 2007 nach zwanzig Jahren den Versuch einer Entidealisierung von Mitscherlichs Biografie unternommen – wie ich meine, auf höchst gelungene Weise. Dieses Buch wird mir im Folgenden als Richtschnur dienen, um Ihnen deutlich zu machen, dass Mitscherlich in seiner geistigen Entwicklung eine Art Pendelbewegung vollzogen hat: Weg von der naturwissenschaftlich-technischen Tradition seines Elternhauses, hin zu den Geisteswissenschaften, dann wieder zur Medizin und schließlich von dort zur Psychoanalyse und Sozialpsychologie. Diese Streifzüge zwischen den traditionellen Lagern der Wissenschaften hat er nicht nur intellektuell vollzogen, sondern jeweils mit seiner eigenen Haltung und Auffassung durchlebt. Deswegen hatte seine kritische Stimme auch solches Gewicht: Sie war immer wieder aus dem – mitunter durchaus schmerzlichen - Eingeständnis eigener falscher Positionen entstanden.

Eine solche Pendelbewegung finden wir auch bei Mitscherlichs Engagement in der Gutachterkommission zum Emmertsgrund und ich glaube, man kann das nur dann verstehen, wenn man sich vorher selbst ein wenig auf dieses Pendeln oder Oszillieren einlässt. Ich bitte Sie deshalb um Verständnis dafür, dass ich im Folgenden etwas weiter aushole, den Tellerrand des unmittelbar Praktischen ein ganzes Stück verlasse: Ich berichte Ihnen zunächst etwas über Mitscherlichs Herkunft und stelle dann seine politische Orientierung zu Beginn der 30er Jahre und seine Einstellung zu Medizin und Psychosomatik dar. Das alles ist notwendig, um seine spätere Kritik an eben diesen Auffassungen, die daraus entstandene sozialpsychologische Theorie, sowie schließlich auch seine Haltung in der Gutachterkommission nachvollziehen zu können.

Familie, Kindheit und Jugend

Wer also war Alexander Mitscherlich? Er war ein Fabrikantensohn, Nachkomme einer Reihe von bekannten Wissenschaftlern. Der Urgroßvater Eilhard Mitscherlich (1794 – 1863) war Chemiker, mit Alexander von Humboldt eng befreundet, sowie Lehrer von Emil Du Bois-Reymond und Rudolf Virchow. Als Alexander Mitscherlich 1931 für kurze Zeit an der Berliner Humboldt-Universität studierte, befand sich dort das Standbild des Urgroßvaters. Der Großvater Alexander ist der Erfinder des Sulfitzellstoffverfahrens, mit dem man noch heute holzfreies Papier herstellt.

Harbord, Mitscherlichs Vater, musste Chemie studieren und erbte 1912 eine kleine Fabrik in Hof, in der aus der Ablauge der dortigen Zellstofffabrik Klebstoff („Tapetenkleister“) hergestellt wurde – aus der großen Tradition der Familie eher ein Abstieg. Jedenfalls war das der Grund dafür, dass er mit Familie 1915 von München nach Hof umzog. Seine Ehe galt als „Mesalliance“, eine nicht standesgemäße Verbindung. Clara Mitscherlich, geb. Heigenmooser, war die Tochter des Direktors der Lehrerinnen-Bildungsanstalt in München. Im Gegensatz zu ihrem protestantisch-strengen Mann war sie eine „lebenszugewandte und heitere Frau“, die jedoch in der Einöde der oberfränkischen Provinz langsam zerbrach.

Die Beziehung der Eltern war unglücklich, von gefühllosem Schweigen, Feindseligkeit und physischer Gewalt überschattet. Mitscherlich schildert seinen Vater als einen „Koloss an Leib und Zorn“, als die Angstquelle seiner Kindheit schlechthin, auch wenn er ihn bewunderte. Zur Mutter zog es ihn als einziges Kind hin, aber er beschreibt sie auch als dünkelfhaft, angeberisch, gern in Kreisen von Schauspielern und elegantem, weltzugewandtem Milieu verkehrend. Durch die Familie ging ein tiefer Riss. Mitscherlich fand sich darin nicht wieder und floh. Einmal wollte er wirklich über Hamburg nach Afrika; später wurde es eine Flucht in die Imagination. In einem Prosastück schreibt er 1935: „Aber ich wusste auch, dass dort in der eisigen Vorfrühlingsluft, schmutzig, in tausend Flickern, grau und gebeugt, etwas Ungeheures saß. Etwas Jenseitiges, von keinem Vatergebot und ängstlichen Mutterruf Gehindertes. Etwas unendlich Freies. ... Ich habe nicht gewagt ihm in die Augen zu schauen. Aber ich glaube, sie sind kühl und klar und fern gewesen, wie der Himmel jenes Morgens.“ Jahre später gibt die Büchergilde Gutenberg ausgewählte Schriften von ihm unter dem Titel „Freiheit – eine Utopie?“ heraus. Das Flickerwesen ist anscheinend seine Utopie von Freiheit, aber es verlangt ihm ein Einzelgängertum ab.

Intermezzo in München

Der Heranwachsende kann sich gegen den Vater mit dem Plan eines geisteswissenschaftlichen Studiums durchsetzen, was er 1928 an der Münchner Universität beginnt. Dort macht er die Erfahrung, wie verloren man sich in der Freiheit fühlen kann: „Die großen Hörsäle und Vestibüle der Münchner Universität wirkten auf mich wie die achtlos am Individuum vorbeiarbeitenden Einrichtungen eines Moloch“. Er studiert ohne klares Ziel, lernt die Annehmlichkeiten des Lebens kennen. Schließlich beginnt er bei einem jüdischen Historiker eine Arbeit über die Luther-Darstellungen in der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts. Als sein Professor 1930 stirbt, wendet sich Mitscherlich an den Fachkollegen, einen überzeugten Nationalsozialisten, der jedoch die weitere Betreuung der Arbeit rundheraus ablehnt. Darauf bricht Mitscherlich aus freien Stücken sein kaum begonnenes Geschichtsstudium ab. Später hat er erklärt, er sei dazu gezwungen worden. Das stimmt jedoch nicht (Dehli 33).

Konservative nationale Revolution

Im September 1930 begegnet Mitscherlich dem Schriftsteller Ernst Jünger, als dieser in Hof eine Lesung hält. Jünger war wie Mitscherlich Sohn eines Chemikers und hatte sich 1914 als Kriegsfreiwilliger gemeldet. Für ihn wurde der Krieg nach eigenem Zeugnis zu einer lebensverändernden Erfahrung, der er sich nach 1920 publizistisch widmete. In seinen Büchern (das bekannteste ist „Stahlgewitter“) bezieht er eine radikal antidemokratische und antilibérale Position. Den Krieg sieht er als Aufbruch, als nationale Revolution, die es in aller Konsequenz zu Ende zu führen gelte.

Mitscherlich kommt mit Jünger und seinem politisch-publizistischen Kreis in Kontakt. Es beginnt eine Freundschaft zwischen den beiden, die 15 Jahre dauern wird. Mitscherlich sieht Jünger als den Soldaten und Literaten, als „den legendären Mann, ... der in den Schützengräben des ersten Weltkriegs ohne Deckung zu suchen, wie von magischer Hand gelenkt, auf-

stand und unversehrt blieb“. Natürlich ist das eine Idealisierung, die schon nach kurzer Zeit zusammenbricht, als er begreift, wie weit bei Jünger Denken und Handeln auseinander liegen. Unterschwellig verachtet er ihn von da an, hat jedoch nicht die Kraft zur Konfrontation. Erst im Herbst 1945, als Jünger sich auf einmal zum christlichen Glauben bekennt, wird der Graben zwischen den beiden unüberbrückbar. Mitscherlich wirft Jünger ein „Rechts-schwenkt-Marsch ins Christentum“ vor; dieser kontert mit dem Vorwurf eines „Vaterkomplexes“.

Was war das für ein Kreis um Jünger, die Neuen Nationalisten und konservativen Revolutionäre? Es handelte sich ausnahmslos um ehemalige Soldaten: Freikorpskämpfer und Rückkehrer aus den Baltikumskämpfen gegen die Bolschewisten. Jünger selbst war zwar 1920 als Soldat des 100.000-Mann-Heeres an der Niederschlagung des Kapp-Putsches beteiligt; er war jedoch wie der Anführer Wolfgang Kapp selbst ein vehementer Gegner der Weimarer Demokratie. Andere Angehörige des Kreises um Jünger pflegten enge Kontakte mit den Nationalsozialisten und waren 1923 an Hitlers Putsch in München beteiligt. Die Gruppe war durchaus politisch aktiv. So sprengte sie 1930 einen Vortrag von Thomas Mann, der sich politisch eindeutig zur SPD bekannte. Mitscherlich, der sah, wie unsicher Thomas Mann auf die Randalen reagierte, schrieb später in seiner Autobiografie: „Es ist mir noch heute schmerzlich, damals auf der falschen Seite gestanden zu haben“.

Dennoch bezeichnet er damals die Demokratie als einen durchlöchernten, ausgefranst alten Scheuerlappen. Er hatte im Kreis um Jünger die Idee einer magischen Gemeinschaft gefunden: „Gegen die Gesellschaft und ihre Kommerzialisierung wächst heute eine Gemeinschaft empor. Verteilt in allen Städten und Landschaften Deutschlands findet man Menschen, mit denen eine besondere Art der Verständigung möglich ist. Es bedarf nicht der Mittel des Verstandes, einer vorherigen intellektuellen Annäherung, um gemeinsam mit ihnen in den wesentlichen Fragen und Entscheidungen des Lebens zu gleichen Ergebnissen zu gelangen. Die Existenz dieses höheren Zwanges unter dem der Handelnde steht und dessen geheimnisvoll unfehlbare Gesetze dem allein forschenden(n) Geist niemals erschließen werden, hat sich zuerst im Erlebnis des Krieges und später in der Art, wie der Soldat in seinem Herzen wertete, offenbart.“

Sich permanent im Krieg zu befinden und in einer asketisch-magischen Gemeinschaft zu kämpfen, das waren die Grundideen des nationalistischen Kreises um Jünger. An Stelle der Gesellschaft setzten sie die Gemeinschaft, die mystische Vereinigung der Individuen zu einem kollektiven Organismus.

Eine solche Geisteshaltung war (und ist?) im deutschen Bildungsbürgertum tief verwurzelt. Im Vorfeld der Französischen Revolution sympathisierten viele deutsche Intellektuelle mit dem gesellschaftlichen Aufbruch. Diese Begeisterung veränderte sich jedoch grundlegend nach der Revolution und vor allem während der napoleonischen Kriege: Es entwickelte sich eine nationale Widerstandsbewegung gegen die französische Besatzung. Aus ihr entstand eine stark vom philosophischen Idealismus geprägte linksgerichtete politische Bewegung, die eine grundlegende Reformation Deutschlands zum Ziel hatte, wie sie einst von Luther angestoßen worden war. Eine Persönlichkeit dieser Bewegung war Friedrich Kapp, der hier in Heidelberg Jura und Philosophie studierte, mit dem Philosophen und Religionskritiker Ludwig Feuerbach befreundet war und später wegen seines Engagements während der Revolution 1848 nach Amerika emigrieren musste. Sein dort geborener Sohn Wolfgang Kapp war vor allem nach der Rückkehr nach Deutschland sehr national gesinnt. Er gründete 1917 die deutsche Vaterlandspartei und initiierte drei Jahre später den Putsch gegen die Weimarer Republik. Die Idee der nationalen Einheit teilte Ernst Jünger mit ihm. Es ist die Konsequenz aus einer kulturpessimistischen Grundhaltung, die unter anderem auf Rousseau zurückgeht, die Rückbesinnung auf eine nicht durch die kulturelle Dekadenz verborgene Natürlichkeit des Menschen.

Mitscherlich zog 1932 nach Berlin und begann dort, als Buchhändler, Verleger und Publizist zu arbeiten. Er hatte inzwischen geheiratet, lebte aber im Grunde vom Vermögen seiner Frau. Bereits zwei Jahre später gab er seinen Buchladen wieder auf, trat in einen Verlag ein, in dem er es aber auch nur ein Jahr aushielt. Ab 1935 arbeitete er dann im Verlag von Ernst Niekisch mit, der zu Jüngers Kreis gehörte. Für Niekisch war der Nationalsozialismus nicht radikal genug. Er war der Auffassung, Hitler verberge hinter der nationalistischen Fassade nur das gebrochene deutsche Rückgrat. Er sympathisierte mit der russischen Revolution. Die sah er als „Elementarbewegung“ gegen die Demokratien des Westens gerichtet. Der marxistische Gedanke des Klassenkampfes war bei Niekisch einer sozialdarwinistisch gefärbten „Elementarerhebung des Volksgeistes“ gewichen. Es war eine Revolution der Eliten, mit der Mitscherlich da sympathisierte.

Weizsäcker und die „integrative Psychosomatik“

1933 befand sich Mitscherlich in heftigen persönlichen Turbulenzen. Auf Anraten seiner ersten Frau Melitta hatte er Medizin zu studieren begonnen, hatte sich aber eigentlich von ihr bereits gelöst und war eine neue Beziehung mit der Pianistin Georgia Wiedemann eingegangen. Aus dieser war inzwischen auch eine Tochter hervorgegangen. Als Georgia erneut schwanger wurde, ließ Mitscherlich sich scheiden, um sie heiraten zu können. Nach einem Intermezzo in Würzburg studierte er drei Semester Medizin in Freiburg und schrieb sich dann im April 1937 in Zürich ein. Mehr zufällig entging er so der Verhaftung durch die Gestapo, die in einer Überraschungsaktion die Anhänger Niekischs im August 1937 verhaftete, für den Mitscherlich während der ganzen Zeit gearbeitet hatte.

Mitscherlich blieb in der Schweiz und kam hier erstmals in Kontakt mit der Psychoanalyse. Offenbar unterschätzte er allerdings vollkommen die Gefahr, die ihm in Deutschland drohte, wo er inzwischen steckbrieflich gesucht wurde. Als er sich am 19. Dezember in Überlingen eine Wohnung ansehen wollte, wurde er an der Grenze festgenommen und blieb bis März 1938 in Untersuchungshaft im Gestapogefängnis Nürnberg. Mit dem deutschen Einmarsch in Österreich wurde er freigelassen.

In der Haftzeit wandte sich Mitscherlich an Viktor von Weizsäcker in Heidelberg und fragte ihn, ob er bei ihm arbeiten könne. Dieser bejahte und so zog Mitscherlich nach der Entlassung im Frühjahr 1938 nach Heidelberg und setzte sein Studium hier fort. 1939 erhielt er die Approbation als Arzt und begann in der von Weizsäcker geleiteten Nervenabteilung der Ludolf-Krehl-Klinik zu arbeiten.

Auch bei Weizsäcker traf er auf die Idee einer „konservativen Revolution“, aber es war eine konservative Revolution der Medizin. Weizsäcker meinte damit eine Abkehr von der strikt naturwissenschaftlichen Orientierung und eine Hinwendung zu sozialmedizinischen, psychologischen und anthropologischen Problemen. Darin sah er die Konsequenz aus der „Krise der Medizin“, von der in den zwanziger Jahren viel die Rede war: Nach dem ersten Weltkrieg wurden Zweifel an den naturwissenschaftlichen Grundlagen der Medizin immer lauter; ein großer Teil der Ärzte wandte sich der Rassenhygiene zu; andere wollten sich nicht von Krankenversicherung und Arbeitgebern vor den Karren spannen lassen. Alternative Heilmethoden erlebten eine Renaissance; schließlich meldeten sich sogar wieder Philosophen zu Wort.

Weizsäcker fühlte sich sehr von den Schriften Freuds angesprochen, mit denen er Mitte der 20er Jahre in Kontakt kam. Er begrüßte sie als eine Erweiterung und Verschiebung des Heilziels, als einen verheißungsvollen ganzheitlichen Ansatz. Dieser ganzheitlichen Idee folgend, gründete er 1926 eine „Allgemeine ärztliche Gesellschaft für Psychotherapie“ mit der er das Konzept einer „integrativen Psychosomatik“ umsetzen wollte. Dabei war für ihn offenbar ohne Belang, dass er zentralen Positionen der Psychoanalyse nicht zustimmte: ihrer Religi-

onskritik, der Triebtheorie und der sexuellen Ätiologie der Neurosen. Sein Verhältnis zur Psychoanalyse blieb gespalten. Im Grunde hat er wohl eher eine Ausrichtung der Tiefenpsychologie vertreten, die sich an der Philosophie Schopenhauers und seines Schülers Eduard von Hartmann orientierte.

Damit geriet er jedoch rasch von der Medizin zur Sozialpolitik und weiter zur Beteiligung an der nationalsozialistischen Politik überhaupt. In sicherer Überzeugung formuliert er im Dezember 1933 in einem Vortrag vor Medizinstudenten jene grauenerregende Rolle, die mein ärztlicher Berufsstand dann tatsächlich im Nationalsozialismus eingenommen hat: „Sie werden sich rüsten müssen, dem Politiker wichtige Dienste und Ratschläge zu leisten, zum Aufbau, der, wie wir hoffen, ganz grundlegenden, künftig engen Verbindung von Organisation der Arbeit und des Gesundheitsdienstes in unserem Lande“.

Aber er bleibt bei diesem Ratschlag nicht stehen. Anscheinend ist er von der allgemeine Aufbruchsstimmung 1933 so eingenommen, dass er sich als „politischer Arzt“ in die nationalsozialistische Bewegung einreicht und eine „ärztliche Vernichtungslehre“ propagiert, die bisher „als ein pudendum nicht offen und darum auch nicht wissenschaftlich und nicht systematisch behandelt worden“ sei. Hierdurch erscheinen ihm seine bisherigen Gewissenskonflikte auf einmal als gelöst: „Es ist gewiss unangenehm, dass der Arzt sich nicht von dem Gesetz des Vernichtens emanzipieren kann, aber es ist ein Glück, wenn er durch diese Verstrickung Gelegenheit bekommt, der blinden Vernichtung Einhalt zu tun und das Handeln aus dem Geiste zu lenken, auch wo es Vernichtung heischt. So wird der Arzt politischer Arzt; so nimmt er auch sein Teil Gefahr auf sich“ (Dehli 97). Trotz dieser Äußerungen galt Weizsäcker aber wohl den Nationalsozialisten als politisch so unzuverlässig, dass er bei der Neubesetzung des internistischen Lehrstuhls 1934 in Heidelberg nicht berücksichtigt wurde.

Ich stelle Ihnen das alles so ausführlich dar, weil ich deutlich machen will, wie alltäglich und verbreitet derartige sozialdarwinistisches Gedankengut unter meinen Standeskollegen der damaligen Zeit war. Es hängt wohl damit zusammen, dass der Tod ärztliches Handeln auf Schritt und Tritt begleitete und es unsäglich schwer war, ein solches Elend über Jahre hinweg mitfühlend zu ertragen. Noch in den zwanziger Jahren hatte es in den Großstädten Armenviertel gegeben, in denen jedes zweite Kind innerhalb der ersten drei Jahre starb. Tuberkulose, Diphtherie und andere Infektionskrankheiten rafften bis dato kerngesunde Menschen binnen weniger Wochen dahin und die Mediziner waren machtlos. Da liegt dann schon der Gedanke an Gesundung durch „Zuchtwahl“ nicht fern, auch wenn er eine grausame und menschenverachtende Illusion darstellt – besonders, wenn man eine kulturpessimistische Grundhaltung hat, die davon ausgeht, dass Kultur dekadent ist, dass sie die Menschen verweichlicht und krankheitsanfällig macht.

Mitscherlich befindet sich 1942 mit seiner Dissertation und mit der im Jahr darauf erscheinenden philosophischen Monografie „Freiheit und Unfreiheit in der Krankheit“ ganz in dieser kulturpessimistischen Grundhaltung. Er sieht darin den Menschen als ein „Geschöpf“, mit anderen Objekten von Wissenschaft radikal unvergleichbar. Mehr noch: Er knüpft an Weizäckers „Vernichtungslehre“ an und zitiert den französisch-amerikanischen Chirurgen und Medizin-Nobelpreisträger Alexis Carrel, der unter anderem empfohlen hatte, dass mit straffällig gewordenen Geisteskranken „in humaner und wirtschaftlicher Weise Schluß gemacht werde... : in kleinen Anstalten für schmerzlose Tötung, wo es die dazu geeigneten Gase gibt“ (Dehli 121). Damit erhält die national-konservative Idee der mystisch-intuitiven Volksgemeinschaft, die Mitscherlich sich politisch zu Eigen gemacht hatte, eine sozialmedizinische Ausprägung: Es ist die Idee eines gestählten, durch Selektion kultivierten und dadurch gesunden, in sich homogenen Volkskörpers.

Medizin ohne Menschlichkeit

Mitscherlich hat sich in den Jahrzehnten nach dem Krieg in einem mühsamen, schockierenden und schmerzvollen Prozess von diesen Positionen distanziert. Zutiefst beeindruckend ist dabei, dass er diesen Prozess *in aller Öffentlichkeit* vollzogen hat. Von Oktober 1946 bis März 1947 nimmt er als offizieller Beobachter der westdeutschen Ärztekammern an den Nürnberger Ärzteprozessen teil. Zusammen mit Fred Mielke veröffentlicht er 1948 eine Dokumentation darüber, die 1949 als Buch erscheint. In der 2. Auflage 1960 schreibt er: „So wird verständlich, dass wir nach eineinhalbjähriger Arbeit an dieser Dokumentation, niedergedrückt von Scham und Verzweiflung, im Vorwort zur ersten Auflage schrieben, wir erwarteten kaum, dem Vorwurf zu begegnen, wir wollten uns über irgendeinen der Männer erheben, von denen in den nachfolgenden Seiten die Rede ist. Wenn wir aber unsere Aufgabe nicht darin sähen, „irgend jemanden in den Augen seiner Mitmenschen anklägerisch zu belasten, so allerdings auch nicht darin, anderen, die in diesen Dokumenten nicht genannt sind, die billige Möglichkeit zu schaffen, sich als Nichtbetroffene fühlen zu dürfen“.“

Das macht deutlich, dass Mitscherlichs Buch nicht nur eine Dokumentation der verbrecherischen Menschenversuche von 350 Ärzten ist, sondern vor allem eine betroffene und selbstkritische Kenntnisnahme der grauenhaften Konsequenzen seiner eigenen ärztlichen Auffassungen. Aber seine Selbstkritik und sein Eingeständnis von Scham und Betroffenheit stoßen in der Öffentlichkeit und vor allem bei seinen Standeskollegen keineswegs auf offene Ohren. Er macht vielmehr die Erfahrung, dass gegen das Erscheinen seines Buches gerichtlich vorgegangen wird und er fortan unter Ärzten als Nestbeschmutzer galt: Als „prominenter Unbescholtener“ sollte als Alibi für den ärztlichen Berufsstand gelten. Dem war alles daran gelegen, die eigene sozialdarwinistische Einstellung zu verschleiern und die nationalsozialistischen Greuelthaten als das Werk von 350 perversen „schwarzen Schafen“ darzustellen. Dazu hat Mitscherlich sich nicht missbrauchen lassen, weswegen er in mehreren Gerichtsverfahren zum Sündenbock abgestempelt wurde.

Für Mitscherlich wurde dieser Schock zu einem Wendepunkt für seine Einstellung zur Medizin überhaupt. Als er durch ein Stipendium der Rockefeller Foundation 1951 die Möglichkeit eines Aufenthalts in den USA erhielt, nutzte er diese, um dort die gesamte emigrierte Elite der Psychoanalyse kennenzulernen und Freundschaften zu knüpfen. Fast alle seiner Freunde hatten nahe Angehörige in den Vernichtungslagern verloren und man kann sich wohl die Erschütterung und Beschämung Mitscherlichs kaum tief genug vorstellen, der ja selbst eine solche genetisch fundierte Vernichtungslehre vertreten hat und nun den Hinterbliebenen seiner Auffassung gegenüberstand. Die Verbreitung eugenischer Auffassungen war es wohl auch, die Mitscherlich in „Medizin ohne Menschlichkeit“ schreiben ließ, dass es sich bei den 350 in Nürnberg verurteilten Ärzten lediglich um eine Stichprobe der deutschen Ärzteschaft gehandelt habe.

Die vaterlose Gesellschaft

Ich mache nun einen Sprung über die zahlreichen Schritte hinweg, in denen sich Mitscherlich von der biografischen Medizin Weizsäckers entfernte und der Psychoanalyse annäherte. Im Laufe der Jahre verdichtete sich sein Eindruck, dass in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit die Erinnerung an die nationalsozialistische Zeit zunehmend „entwirklicht“ und entemotionalisiert wurde. So, wie er es bei seinen ärztlichen Kollegen beispielhaft erlebte, wurden die Verbrechen des Naziregimes einer Clique von einzelnen Tätern zugeschrieben und die Allgemeinheit so „entschuldete“.

Das war der Anlass für die grundsätzliche Frage nach dem, was im Erleben und in den sozialen Beziehungen der Menschen durch den Untergang des Kaiserreiches, in den Kriegen und

während des Nationalsozialismus geschehen ist. Aus der Auseinandersetzung mit dieser Frage entstanden die Bücher „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft“ und „Die Unfähigkeit zu trauern“, mit denen Mitscherlich international bekannt wurde. Sie enthalten eine sozialpsychologische Theorie der Entwicklung Deutschlands im 20. Jahrhundert, die auf die kulturtheoretischen Schriften Freuds aufbaut und sie konkretisiert. Mitscherlichs Engagement für ein menschliches Wohnen auf dem Emmertsgrund steht ganz im Zeichen dieser Theorie; deswegen möchte ich sie hier näher betrachten.

In seinem Buch „Totem und Tabu“ hatte Freud 1912 den Vatermord durch die Söhne in der Urhorde als den Beginn menschlicher Religion und Sittlichkeit beschrieben. Durch diesen Akt wurden aus den autokratisch geführten Horden Gemeinschaften gleicher Brüder, in der die Mächtigen sich gegenseitig kontrollierten. Die Schuld an dieser Tat führte nach Freuds Auffassung bei den Söhnen zur Tabuisierung des Tötens und des Kannibalismus und damit zum Beginn von Kultur überhaupt. In „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ hatte er diesen Gedanken 9 Jahre später aufgegriffen und die Masse, also eine große Gruppe von Menschen, die sich um einen gemeinsam idealisierten Führer schart und durch diesen geeint wird, als ein Wiederaufleben derartiger Urhordengefühle bezeichnet.

Mitscherlich hat diese Darstellungen Freuds als eine Art mythologisches Skript für ein Verständnis der unbewussten Anteile an den Veränderungsprozessen in der modernen Gesellschaft verwendet: Durch die Industrialisierung und die mit ihr verbundene arbeitsteilige Fabrikarbeit wurden die alten Hausväter der Ständeordnung entmachteter, für die das Haus Lebens- und Arbeitsmittelpunkt war und die dort eine absolut dominierende Rolle innehatten. Gleichzeitig wurden aber auch die feudalen Herrschaftsverhältnisse und Hierarchien in Frage gestellt, in der der jeweilige Herrscher sich als Souverän von Gottes Gnaden verstehen konnte. Die Zuspitzung dieser Entwicklung führt im 17. und 18. Jahrhundert in England und Frankreich zur Revolution, in den Vereinigten Staaten zur Unabhängigkeitserklärung und schließlich 1918 in Deutschland und Österreich-Ungarn zum Untergang der Monarchie.

Durch diesen Fall der „gottgegebenen Ordnung“ entwickelt sich – im Unterschied zur gegliederten Ständegesellschaft – zu einer anonymen „Massengesellschaft“, der auf der Herrschaftsseite ein anonymes politisches „System“ entspricht (Vaterlos 421). Die Personifizierung von Macht im Fürsten, König oder Kaiser ist aufgehoben. Macht ist seither abstrakt und hat kein Symbol. Dies löst im gesellschaftlichen Unbewussten jenen regressiven Vorgang des Wiederauflebens von Urhordengefühlen aus, den Freud bereits beschrieben hat: Die Masse sucht sich nun selbst einen Führer, den sie kollektiv idealisiert.

Ohne große Mühe kann man erkennen, welches Bild einer „Masse“ Mitscherlich dabei vor Augen steht: Es ist die mythische Kampfgemeinschaft Ernst Jüngers, die Bewegung der konservativen Revolution, für die Mitscherlich bis weit in die 30er Jahre hinein geschwärmt hatte. In ihr erkennt er jenes regressiv Urhordengefühl und er weiß, dass es verbunden ist mit dem Gefühl einer manischen „Aufbruchsstimmung“, einem Empfinden von Erhabenheit und letztem Kampf, der nur auf Sieg oder Vernichtung hinauslaufen kann.

Freud führt nun aus, dass dieses Wiederaufleben der Urhordengefühle im Sinne einer endlosen Reihe immer wieder auf eine kollektive Reinszenierung des Mordes am Urvater hinsteuert. Man könnte sagen: Der Ruf nach dem starken Mann und seine Wiedereinsetzung führen immer wieder zu dem Punkt, dass die, die ihn riefen, ihn anschließend auch wieder liquidieren.

Aus dieser Sicht kommt zu der vernichtenden Niederlage am Ende des zweiten Weltkriegs mit all den Zerstörungen und der Not noch das aus dem gesellschaftlichen Unbewussten gespeiste Schuldgefühl hinzu, Hitler als die Personifizierung des wiederauferstandenen Urvaters liquidiert und sich damit selbst aller Macht und Herrlichkeit beraubt zu haben. Hitler hat ge-

nau das am Ende ja noch einmal in aller Deutlichkeit bestätigt, als er sagte, das deutsche Volk habe sich seiner nicht würdig erwiesen. Dieses kollektive Schuldgefühl sieht Mitscherlich nach dem Krieg als den Hauptgrund für die jahrzehntelange Unfähigkeit von uns Deutschen an, zu trauern, uns um Versöhnung, um die Anerkennung realer Schuld und um Ausgleich mit den Opfern zu bemühen. Stattdessen, so konstatiert er, sei die damalige Idealisierung des Führers in einem millionenfachen psychischen Kraftakt ins Unwirkliche verschoben worden. Das aufrechtzuerhalten koste jedoch ein gehöriges Maß an sozialer Kreativität und Innovationsfähigkeit, die deswegen für notwendige gesellschaftliche Veränderungsprozesse nicht zu Verfügung stünden:

„Das Land scheint in seiner Kraft, politisch wirksame Ideen hervorzubringen, erschöpft, da die meisten seiner Bürger mit den Ideen des Rassismus und der Herrschaftsideologie des Nationalsozialismus einverstanden waren. Sie haben in der Tat mit dem Untergang der Naziherrschaft die Grundlage ihrer Orientierung verloren. Seit 1914 wurden zwei Generationen mit traditionsverwirrenden Ereignissen konfrontiert, die aber auch ihrerseits den Zustand innerer Erregtheit bei den Individuen erkennen lassen. Die Inflation des Selbstgefühls in der kaiserlichen Ära des bürgerlichen Nationalismus diente der Abwehr von Parvenüefühlen, zu spät Großmacht geworden zu sein, dazu addierte sich wenig bedächtiges Machtbewusstsein aus der Kraft der neuen „Waffenschmieden“. Die Verkenning der politischen Realität führte zur Niederlage im Ersten Weltkrieg. Die Verwechslung von Allmachtsphantasie und faktischer Potenz hatte die Übermacht missachtet. Zwanzig Jahre später beginnt sich das gleiche zu wiederholen, als hätte es keine Vorerfahrung gegeben. Dazwischen erweckt die Arbeitslosigkeit von Millionen regressive Ängste; die Krise der dreißiger Jahre wird nicht als Zeichen einer noch nicht erreichten Ordnung, sondern als Folge der Abkehr von alten Autoritäten gedeutet. Bei Hitler wurden daraus Blutmächte, gegen welche gesündigt worden war“ (Uzt 21).

Mitscherlich und der Emmertsgrund

„Na schön“, werden Sie jetzt sagen, „aber was hat das denn alles mit dem Emmertsgrund zu tun? Da geht es doch um Städtebau und nicht um Vaterfiguren“. Was also hat Mitscherlichs Beschreibung der vaterlosen Gesellschaft mit dem Städtebau zu tun?

Als die FAZ am 5. März 1975 über Mitscherlichs Rückzug aus der Gutachterkommission zum Emmertsgrund berichtet, wird er wie folgt zitiert: „Ich habe natürlich keine Ahnung gehabt als Mensch, der von außen von einem Problem bewegt wird und es dann mit einer Fülle von Einzelfachleuten zu tun hat. Ich wusste auch nicht, wie man sich in einer solchen Gruppe von Leuten sichern muss, dass die nicht alle, wenn man etwas sagt, mit dem Kopf nicken, dann aus der Baubude rausgehen und genau das tun, was sie schon immer tun und nicht das, wovon man sie zu überzeugen versuchte und was sinnvoll wäre.“

Mitscherlich kritisiert hier die Haltung seiner Gesprächspartner in der Gutachterkommission. Schon vorher hatte er formuliert: „Die Unfähigkeit, beim Wiederaufbau der Städte neue Konzepte zu verwirklichen oder auch bei der Planung unserer Schulen, zeigt auf drastische Weise die Ich-Entleerung unserer Gesellschaft. Damit ist die Schwäche gemeint, die das Ich in seinem produktiven und integrierenden Anteil bei der Gestaltung der sozialen Realität in den vielfältigsten Facetten und an den unterschiedlichsten Schauplätzen erkennen lässt.“ (Uzt 20).

1980 führt er diesen Gedanken fort und stellt fest, dass die Chance einer wirklichen Neugestaltung beim Wiederaufbau vertan worden wäre: „Jetzt hätte man sich überlegen müssen, wie unser Land tatsächlich in Zukunft aussehen sollte, um einen ‚neuen Stil‘ zu finden. Diese Anstrengung musste man mehr und mehr vermissen. Manche wollten die Restauration des Alten ... Das war die eine Tendenz, eine zweite vertrat den genau gegenteiligen Standpunkt. Hier breitete sich die These von der Tabula ras aus, auf ihr sollte etwas ganz neues, ‚unserer Zeit

Gemäßes' entstehen. Den größten Erfolg aber konnte ein profitloses, nur aus Profitdenken entstandenes Bauprogramm für sich verbuchen. Es bestimmte alsbald das Bild der westdeutschen Städte und verdrängte auch die zweifellos vorhandenen interessanten Experimente. Die Stimmen der Kritik wurden immer lauter, trotzdem blieben sie meist folgenlos. So stellte sich eine groteske Situation her: das vielleicht größte Wiederaufbauprojekt der Weltgeschichte wurde programmlos vertan. Erst langsam stellte sich ein Bewusstsein dafür her, dass die Lösung der anstehenden Probleme nicht in neuen Baustoffen, nicht mit komplizierten Sozialprogrammen allein zu meistern wäre. Es hätte, wie die vielen gescheiterten Programme aufweisen, eines psychologischen Mitwirkens bedurft. Denn es ging, das musste eingesehen werden, um die Frage, wie man in all den neuen Häusern menschlich wohnen könnte. Solche Rücksichtnahme war, systematisch jedenfalls, nirgendwo gefordert worden“.

Bei dieser Darstellung geht es Mitscherlich um etwas, was ihm aus der naturwissenschaftlichen Medizin vertraut ist: So wie dort der Mensch als eine subjektlose Maschine angesehen wird, ist der wohnungssuchende Mensch in der Architektur und Wohnungswirtschaft zunächst ein Objekt, eine statistische Figur ohne Subjektivität, deren durchschnittliche Lebensbedürfnisse in Quadratmetern, Kubikmetern und Kilogramm angegeben werden. Er ist nicht jener Andere, mit dem man in Beziehung tritt, dessen Bedürfnisse man innerhalb des gegebenen finanziellen Rahmens respektiert. Er sieht voraus, dass es ihn sehr viel Kraft kosten werde, dieses Objektdenken bei den Architekten und Kaufleuten der Gutachterkommission in Frage zu stellen – und er entscheidet sich schließlich, bei seiner psychosomatischen Medizin zu bleiben: „Der Grund für diesen Entschluss war buchstäblich ‚unsachlicher‘ Art. ‚Unsachlich‘ heißt hier, dass die Partner, mit denen ich es in der Baubranche zu tun bekam, vornehmlich ‚unsachliche‘ oder ökonomisch ausgedrückt spekulierende Naturen waren. Da ich ein sprichwörtlicher Professor bin, bedurfte es eines längeren Anlaufes, bis ich begriffen hatte, dass die meisten Einladungen zu Diskussionen, Konferenzen, Studienreisen etc., die mich erreichten, Alibifunktionen hatten. Ich war für Schachzüge vorgemerkt, deren wahre Motive mir im Dschungel der Bürokratie und des Geschäftslebens verborgen blieben. Dieser Zusammenstoß der Interessen war unausbleiblich. Ich würde es mit einem Kollektivgegner zu tun bekommen haben, ähnlich wie ich es in der Medizin durchgestanden habe. Da muss ich eingestehen, dass mir nunmehr der Kampfesmut für ein Treffen mit harten Bandagen fehlte. Einmal Sündenbock gewesen zu sein, scheint mir ausreichend für ein Leben“ (Auto 302 f).

Mitscherlich sieht eine Auseinandersetzung auf sich zukommen, die er mit der Entrüstung vergleicht, den seine Dokumentation „Medizin ohne Menschlichkeit“ bei seinen Standeskollegen ausgelöst hatte. Er sieht sich vor der Aufgabe, in der Gutachterkommission gegenüber den Architekten und den Vertretern der „Neuen Heimat“ darauf hinzuwirken, dass die Menschen, die im Emmertsgrund wohnen sollen, als Partner zur Planung herangezogen werden und man sie nicht einfach zu Objekten macht, denen man dann vorschreibt, wie sie zu wohnen haben. Analog zu der „Medizin ohne Menschlichkeit“ sieht er hier offenbar eine „Architektur ohne Menschlichkeit“, die kritisch anzusprechen seine Kraft als Einzelner übersteigen würde. Seine Äußerungen lassen am ehesten darauf schließen, dass es ihm um eine Beteiligung der späteren Bewohner an der Bauplanung im Sinne einer Mitbestimmung gegangen sein könnte – wie sie in späteren Bauprojekten der Stadt Heidelberg ja übrigens verwirklicht worden ist.

Im Streit mit seinen ärztlichen Kollegen war er zunächst in ganz ähnlicher Weise als Gallionsfigur aufs Schild gehoben worden. Nachdem er sich in dieser Rolle jedoch unbotmäßig verhalten hatte, versuchte man, ihn zu demontieren und zum Sündenbock abzustempeln. Eine ähnliche Entwicklung befürchtete er offenbar bezüglich seines Engagements im Emmertsgrund: Er wollte sich nicht zum idealisierten Führer küren lassen. Denn er wusste, dass dies nur geschehen würde, damit man ihn sodann als Verantwortlichen hätte demontieren und

umso leichter das ohnehin bereits fertige eigene Programm hätte „durchziehen“ können. Dann wäre der Kritiker Mitscherlich ja selbst zum Träger jener Illusion vom Paradies geworden, gegen die sich seine Kritik hauptsächlich richtete.

Rudolf Süß hat eine solche Entwicklung angedeutet, als er 2003 in seinem „Mitscherlich-Lesebuch für Emmertsgrunder“ schreibt: „Als 1968 der renommierte Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich mit einem Gutachten zum geplanten neuen Stadtteil beauftragt wurde, schienen die Türen zum Paradies offen zu stehen“. Diese Darstellung trifft meiner Meinung nach den Kern des Missverständnisses und der gegenseitigen Zuschreibungen: Mitscherlich ging es um Menschlichkeit im Zusammenleben. Das war keineswegs phantastisch, wie die damaligen Kämpfe der Gewerkschaften um die Humanisierung der Arbeitswelt und die Einführung der Mitbestimmung deutlich machen. Aber er ist als ein Phantast verstanden worden, der den Menschen das Paradies auf Erden verspricht. Hätte man das einem Gewerkschaftler vorgehalten, wäre wohl eine massive Reaktion die Folge gewesen.

Deutlich wird hierbei, in welchem Ausmaß in der Emmertsgrund-Planung anscheinend Zuschreibungen eine Rolle spielten. Man kann sich gut vorstellen, dass das Demonstrativbauvorhaben, für das man den unbequemen Professor als Gallionsfigur gewonnen hatte, zuallererst von den Planern selbst im Laufe der Zeit als ein „phantastisches Projekt“ angesehen wurde. Der unbequeme Professor scheint jene phantastischen Vorstellungen vom Paradies Emmertsgrund eher weniger gehabt zu haben; er hatte soziale Ziele einer Konfliktvermeidung vor Augen. Zu behaupten, die Vorstellung von paradiesischen Verhältnissen gehe auf ihn zurück, ist eine Zuschreibung, oder, wie man psychologisch sagen würde, eine Projektion der eigenen Vorstellungen auf ihn gewesen. Bereits in seiner Seminararbeit über Luther hat Mitscherlich als Geschichtsstudent in München 1929 derartige Projektionen enttarnt. Man kann also davon ausgehen, dass er in vierzig Jahren genügend Erfahrungen in derartigen Enttarnungen gesammelt hatte. Aber er bleibt in der Rückschau nicht bei seiner Kritik stehen, sondern resümiert selbstkritisch: „Ich habe mir in diesen Jahren abgewöhnt, auch nur den Anschein zu erwecken, als wüsste ich, wie ‚es‘ weitergehen soll. Weil ich das nicht weiß, besteht die Gefahr, dass ich mich selbst in die verschiedenen Anwendungsgebiete der Psychoanalyse locken lasse, dann aber nicht ohne Enttäuschung, nicht ohne Projektion auf andere Schuldige das Feld wieder räume. Angewandte Psychoanalyse findet vielfache Widerstände“ (Auto 305).

Dann ist da noch die Tatsache, dass die Neue Heimat ja nun gerade jene Vielzahl erfolgreicher Großprojekte verwirklichte, die Mitscherlich wohl als „profilloses, nur aus Profitdenken entstandenes Bauprogramm“ bezeichnet hat. Der Name „Neue Heimat“ geht ja bekanntlich auf die „Deutsche Arbeitsfront“ zurück, die die 1933 enteignete gewerkschaftseigene Wohnungsverwaltung in Hamburg so benannt hat. Nach der Rückgabe der Neuen Heimat Hamburg durch die britischen Besatzungstruppen blieb der Name bestehen. Die Zentralisierung aller gewerkschaftseigenen Wohnungsbauunternehmen in der Neuen Heimat Ende der 50er Jahre durch den DGB machte diesen Konzern zum Träger des bundesrepublikanischen Wiederaufbaus schlechthin.

Mitscherlich hat die Vertreter der Neuen Heimat in der Kommission als „spekulierende Naturen“ bezeichnet. Tatsächlich scheinen jedoch nicht nur in der Kommission, sondern auch in der Konzernzentrale solche „spekulierenden Naturen“ gesessen zu haben, wie sich 1982 in der Affäre um den Vorstandsvorsitzenden Vietor und Genossen zeigte. Schaut man sich den spektakulären Konkurs des Unternehmens wenige Jahre später an, so bekommt man den Eindruck, dass hier wenig nachhaltig gewirtschaftet, vielmehr Projekt um Projekt in Angriff genommen wurde – vielleicht tatsächlich aus einer Art Größenvorstellung heraus, aus dem Gedanken, wenigstens Westdeutschland wieder aufzubauen. Man fragt sich dann, ob nicht eher hier die

Phantasten waren, denen das Paradies auf Erden nahe schien – also eben jene, auf die Mitscherlichs These von der „geschichtslosen Bauwut“ als Ausdruck der Unfähigkeit zu trauern am ehesten zutrifft.

Mitscherlich hat das in der Gutachterkommission offensichtlich bald bemerkt. Damit offensiv umzugehen wie er es bei den Ärzten getan hatte, dafür allerdings war er zu sehr gebranntes Kind. Hinzu kam hier noch, dass er sich nicht, wie beim Nürnberger Ärzteprozess auf Fakten stützen konnte, sondern bezüglich des Konzerngebarens auf Mutmaßungen angewiesen war.

Fassen wir zusammen: Mitscherlich hat sich auf dem Emmertsgrund engagiert, weil es ihm um „angewandte Psychoanalyse“ ging: Er wollte durch sozialpsychologische Betreuung des Projekts Voraussetzungen für ein menschliches Wohnen schaffen helfen, bei dem die Bewohner nicht Objekte der Planer, sondern Subjekte, eben die Anderen sind, mit denen man in Kontakt tritt. Im Laufe der Kommissionstätigkeit merkte er aber offenbar, dass ihm in der Kommission zum Teil „spekulierende Naturen“ gegenüber saßen, die ihn als Alibi für ihre eigenen Ziele missbrauchen wollten. Den Missbrauch aufzudecken, fehlte ihm nach eigenem Eingeständnis die Kraft, daher zog er sich zurück. In der Enttäuschung der anderen über diesen Schritt deutet sich an, dass ihm – wenigstens von Teilen der Kommission – die Rolle des realitätsfernen Phantasten bereits angetragen worden war, die er zu übernehmen aus nachvollziehbaren Gründen nicht bereit war.

Die Pendelbewegung, die ich eingangs als charakteristisch für Mitscherlichs Entwicklung beschrieben habe, beginnt hier mit dem Plan einer „Anwendung der Psychoanalyse“ und sie endet an der Wahrnehmung der Haltung der Wohnungsbaumanager in der Kommission als „spekulierende Naturen“. Dass Mitscherlich mit dieser Einschätzung der beteiligten Haltungen nicht unrecht gehabt hat, zeigte sich wenige Jahre später in den Affären und dem Konkurs des bis dahin größten Baukonzerns der Bundesrepublik. Es zeigt aber auch, dass diese Pendelbewegung als nicht mehr verstanden werden kann, als eine Erfahrung der gesellschaftlichen, das heißt zwischenmenschlichen Realität.

Und heute?

Vierzig Jahre nach Beginn der Planung zeigt sich, dass es weder das Schwimmbad, noch die Müllsauganlage, noch die (nur teilweise realisierten) öffentlichen Aufzüge sind, die sich zur Demonstration eignen. Beispielhaft sind ganz andere „Baustellen“ geworden: Als vor etwa zehn Jahren Eltern die Schule buchstäblich „einpackten“, um auf die Missstände aufmerksam zu machen, da war das die Geburtsstunde der Schulsozialarbeit. Heute kann sich die Emmertsgrundschule durch das unermüdliche Engagement von Lehrern, Eltern, Sozialarbeitern und nicht zuletzt der Stadt mit diesem pädagogischen Konzept sehen lassen und sie ist zudem die erste Ganztagschule in Heidelberg. Das Jugendzentrum blickt auf eine noch viel längere Geschichte zurück: Nur wenige von Ihnen wissen vermutlich, dass seine Anfänge bis in die Studentenbewegung zurückreichen. Es waren linke Studenten, die unter dem Dach der Kirche begonnen hatten, mit Jugendlichen zu arbeiten. Als das Mitte der 70er Jahre einschloß, sprang der Stadtjugendring in die Bresche und so ist das Jugendzentrum zu dem geworden, was es heute ist: Eine Einrichtung, die vor allem Jugendliche mit Migrationshintergrund kontinuierlich vom Kindergartenalter an betreut, bis sie erwachsen sind und selbst Kinder haben. Diese nach außen hin so unspektakulär wirkende Arbeit hat maßgeblich dazu beigetragen, dass die Zahl der Straftaten drastisch zurückgegangen ist und der Emmertsgrund zu den Stadtteilen mit der niedrigsten Kriminalitätsrate in Heidelberg gehört. Und schließlich: Der Bürgerentscheid zum geplanten Verkauf der Wohnungen in der Emmertsgrundpassage, der gerade zu einem demokratischen Schrittmacher in Heidelberg wird. Nimmt man noch die Tätigkeit des Internationalen Bundes, des Budoclubs und die zahlreichen interkulturellen Aktivitäten hier im Treff 22 und anderswo dazu, dann kann man sagen, dass dieser Stadtteil mittlerweile ein be-

trächtliches soziales und interkulturelles Veränderungspotential entwickelt hat. Das ist aber nicht auf irgendwelche Baustoffe oder ästhetischen Erwägungen zurückzuführen, sondern auf die Zivilcourage, die Eigeninitiative und Kontaktbereitschaft der Bürger, sowie – und das nicht zuletzt – auf eine behutsame und verantwortungsbewusste Förderung durch die Stadt.

In meinem Artikel in der EmBox zu dieser Vortragsreihe habe ich die Frage gestellt, ob sich Mitscherlich im Grabe herumdrehen würde, wenn er den Emmertsgrund heute sehen würde. Ich glaube es nicht. Ich glaube, er würde sich dazusetzen und mitdiskutieren. Er würde dabei an Kritik nicht sparen, was ein Zeichen seiner Anerkennung wäre, und sich dabei innerlich freuen, dass aus seinem Kind doch etwas geworden ist, obwohl er es im Alter von 7 Jahren allein gelassen hat.

Literatur:

Dehli, Martin (2007): *Leben als Konflikt. Zur Biographie Alexander Mitscherlichs*. Göttingen: Wallstein

Mitscherlich, Alexander und Mielke, Fred (1960): *Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses*. 16. Aufl. 2004. Frankfurt: Fischer

Mitscherlich, Alexander (1963): *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie*. München: Piper

Mitscherlich, Alexander (1965): *Die Unwirtlichkeit unserer Städte*. In: *Freiheit – eine Utopie? Ausgewählte Schriften*. Frankfurt: Büchergilde Gutenberg

Mitscherlich, Alexander und Margarete (1967): *Die Unfähigkeit zu trauern*. Neuausgabe 1977. München: Piper

Mitscherlich, Alexander (1980): *Ein Leben für die Psychoanalyse. Anmerkungen zu meiner Zeit*. Frankfurt: Suhrkamp

Anschrift des Verfassers:

Dr. med. Ulrich Deutschmann
Boxbergring 65 A
69126 Heidelberg